

SWR2 Essay

Angstgeräusche

Die deutsche Seele im Hörspiel der Nachkriegszeit

Von Manfred Koch

Sendung: Montag, 12. Oktober 2020

Redaktion: Michael Lissek

Regie: Maidon Bader

Produktion: SWR 2020

SWR2 Essay können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:
<https://www.swr.de/~podcast/swr2/programm/swr2-essay-podcast-104.xml>

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

Manfred Koch

Angstgeräusche.

Die deutsche Seele im Hörspiel der Nachkriegszeit

Sprecherin

Zitator (auch Sprecher)

**Die Essay-Redaktion warnt:
Das Lesen von Radio-Manuskripten
kann Ihren Hörgenuss
nachhaltig beeinträchtigen!**

Laden Sie sich das AUDIOFILE herunter!

Archiv-Ton: Ernst Schnabel, «Der 29. Januar 1947»:

Beim letzten Ton des Zeitzeichens war es 24 Uhr. CHOR: Ich hab' mich ergeben, mit Herz und mit Hand, dir, Land voll Lieb' und Leben... ERZÄHLER: In dieser ersten Minute des 29. Januar 1947 befand sich die Erde zwischen dem Winter- und dem Frühlingspunkt ihrer Jahresbahn. [...] In Deutschland herrschte eine kalte, klare Winternacht. Der Mond ging unter. Ein leichter Ostwind wehte und trug immer neue Kaltluftmassen heran. FRAU: So viele haben gefroren, viele hatten ja nicht einmal Betten. Sie lagen auf Holzpritschen, auf dem Fußboden sogar. ERZÄHLER: Ja, es gab manchen, der in dieser Nacht kein Bett hatte. In Luftschutzbunkern und Baracken sah man viele auf der Erde liegen und so die Nacht verbringen. FRAU: Und so viele haben nicht schlafen können. ERZÄHLER: Es hat mancher nicht geschlafen, vor Hunger nicht, vor Angst nicht.

Sprecherin:

Im zweiten Nachkriegswinter startete der Nordwestdeutsche Rundfunk eine Hörerumfrage zu dem Thema: "Was erlebten Sie am 29. Januar 1947?" Teilnahmewillige sollten ihre Eindrücke und Erlebnisse an diesem Stichtag schriftlich festhalten und in Form eines kurzen Berichts – erlaubt waren maximal 1.000 Wörter – dem Sender zukommen lassen. Zehn Preise wurden ausgelobt; zudem versprach die Redaktion ein Honorar von 100 Reichsmark für jede Zuschrift, die in einer geplanten Radiosendung verwendet würde. Die Reaktion war überwältigend. Mehr als 30.000 Briefe gingen bis zum 10. Februar im Hamburger Funkhaus ein, am Ende hatten rund 35.000 Hörer ihren Tagesablauf geschildert: 24 Stunden deutscher Alltag in einer unalltäglichen Zeit.

Archiv-Ton: Ernst Schnabel, «Der 29. Januar 1947»:

Summende Frauenstimme. MANN: Ob es schon zwölf ist? FRAU: Ich weiß nicht. Bist du auch zugedeckt? MANN: Mhm. Frierst du? FRAU: Nein. MANN: An was denkst du jetzt? FRAU: An nichts. Und du? MANN: Ich denke auch nicht. Gong Eins schon.

Sprecherin:

Verantwortlich für die definitive Gestalt des Hörspiels *Der 29. Januar 1947* war der damalige Chefdramaturg und spätere Intendant des NWDR Ernst Schnabel, ein heute zu Unrecht

vergessener, bedeutender Autor der Nachkriegsliteratur. Schnabel betonte stets bescheiden, er sei nur der Arrangeur der vorgegebenen Texte gewesen, die eigentliche Leistung hätten die Hörer erbracht. Dass *Der 29. Januar* aber als "ungeschminkte Darstellung eines deutschen Tages von heute", wie die Zeitschrift *Hör zu* rühmte, ein Meilenstein der Rundfunkgeschichte wurde, ist wesentlich Schnabels Verdienst. Er zerlegte die eingegangenen Berichte in kleinste Bestandteile und schuf daraus ein Stimmenmosaik deutscher Befindlichkeiten im sibirischen Winter 1947.

Archiv-Ton: Ernst Schnabel, «Der 29. Januar 1947»:

FRAU: Drei Uhr. Vierzig Menschen sind zu viel in einer Baracke. Man hört jeden, der rausgeht und wiederkommt. Und das geht die ganze Nacht. Raus, rein. Das kommt von den vielen Steckrüben. Und die Kleine weint schon wieder.

Ich möcht' zu Kurt ins Bett, der hat 'ne Decke mehr, und mit meiner zusammen wär's auch schön warm. Aber lieber nicht. Wir haben sechs Kinder. Er war mal n'starker Mann, und wenn ich komme, glaubt er nicht, daß ich nur warm werden will. Dann fühlt er sich minderwertig, weil er so schwach ist.

Was soll ich heute bloß kochen?

Sprecherin:

Hunger, Kälte, Obdachlosigkeit sind die Grunderfahrungen, die das Hörspiel in immer neuen Konstellationen aufruft. An Leitmotiven wie dem einfachen Wunsch nach einem warmen Bett entfaltet Schnabel das ganze Spektrum der Nachkriegsexistenz zwischen blanker Todesdrohung und rührenden Formen einer neuen Mitmenschlichkeit. Da erzählt eine Prostituierte von Freiern, die keinen Sex wollen, sondern dafür bezahlen, sich eine Nacht an ihrem Körper wärmen zu dürfen. Da sind die jungen Paare ohne Arbeit, die, da es sowieso nichts zu tun gibt, auch tagsüber zusammen im Bett bleiben, um keine unnötigen Kalorien zu verbrauchen. Und schließlich erwähnt der Erzähler, der durch diesen Tag führt, in einem fast harmlosen Ton noch diejenigen, die nie wieder aufstehen werden.

Archiv-Ton: Ernst Schnabel, «Der 29. Januar 1947»:

Sieben Uhr. Die Nacht ist vorbei. Draußen wird es Tag. Jetzt wachen die meisten Menschen auf. Einige können zwar noch ein bißchen länger im Bett bleiben, aber die

meisten wachen jetzt auf. Nur die heut Nacht in ihren Betten erfroren sind, bleiben liegen. Sie liegen da, bis man sie findet. Es sind welche erfroren, in Berlin, in Hamburg, anderswo. Nicht viele, aber welche sind erfroren.

Sprecherin:

Die Rundfunkanstalten sahen es als eine ihrer Hauptaufgaben an, "Lebensmut für den Neubeginn" zu spenden. Ernst Schnabel aber wollte erklärtermaßen nur "die Seelenlage der Hörerschaft erkunden", ohne jede Beschönigung. Freilich war sein Hörspiel nicht einfach ein Dokument der Stimmungslage in der Bevölkerung. Er hat später erklärt, nach welchen Kriterien die Einsendungen sortiert, zerlegt und neu zusammengesetzt wurden. Der Akzent sollte ganz auf der Alltagserfahrung liegen; politische Meinungsäußerungen schied er aus. Als Chef-Dramaturg des von den britischen Besatzern gegründeten Nordwestdeutschen Rundfunks hielt Schnabel Ende 1947 in London einen Vortrag vor Redakteuren der BBC. Darin zitierte er den Brief eines Hörers, der beispielhaft stehe für das trotzige Festhalten vieler Deutscher an der NS-Ideologie. Verbreitet war ja die Haltung, den Siegermächten die Schuld an den katastrophalen Lebensbedingungen zu geben und sich – nach der Devise 'Jetzt erst recht!' – mit dem Pathos der Verzweiflung zum 'Dritten Reich' zu bekennen.

Zitator:

Der 29. Januar 1947 stand im Schatten der tausendfach fluchwürdigen Demokratie: nichts zu essen, nichts zum Heizen, das letzte Hemd in Fetzen, Regenwasser durch das Dach. Heil Hitler!

Sprecherin:

Schnabel hatte mit solchen Reaktionen gerechnet. Über die Bußfertigkeit seiner Landsleute dürfe man sich, wie er den Londoner Kollegen erläuterte, keine Illusionen machen.

Zitator:

Wir Deutschen sind ein vergessliches Volk. Die Masse erkennt in unserer augenblicklichen Situation nicht die Konsequenzen der Vergangenheit, für die sie als Masse verantwortlich ist, sondern sieht in ihr ein Schicksal, und dieses Schicksal trägt sie wiederum nicht als Schicksal,

sondern als Unrecht. [...] Man prahlte mit Leiden, und man bemitleidete sich selbst zu oft. Die Briefe zum 29.1. beweisen es.

Sprecherin:

Grundsätzlich bekannte sich Schnabel zur Vorgabe der Alliierten, die Rundfunkanstalten müssten der Erziehung zur Demokratie dienen. Angesichts der Gemütsverfassung der besiegten Deutschen hielt er belehrende Formate allerdings für wenig sinnvoll. In der Londoner Rede tritt er geradezu als Psychologe auf, der eine seelische Blockade seiner Landsleute diagnostiziert. Alles Erleben und Handeln sei dominiert von einem übermächtigen Gefühl: der Angst!

Zitator:

Angst vor allem und jedem, was in der Zukunft lag: Angst vor jeder Aufgabe, Angst vor Anforderungen an die eigene Kraft und Angst vor deren Versagen, Angst vor der Polizei, dem Wetter, dem Wirtschaftsamt oder der Stromsperre. Angst sogar vor der Straßenbahn, die überfüllt sein und einen vielleicht nicht mitnehmen würde, oder aber in der man im Gedränge seinen letzten Mantelknopf verlieren konnte.

Sprecherin:

Diese allgegenwärtige Angst vermittelt Schnabels Hörspiel auf subtile Weise. Das Wort "Angst" kommt insgesamt nur dreimal vor, zweimal allein im Bericht eines Mannes, der beschreibt, wie die Angst vor dem Hunger noch peiniger sein kann als der Hunger selbst.

Archiv-Ton: Ernst Schnabel, «Der 29. Januar 1947»:

Man friert. Man hat ein bißchen Hunger oder – was noch schlimmer ist – man hat diese dauernde Angst, daß man Hunger bekommen könnte. Man geht nach dem Bäckerladen und kauft sich ein Brötchen und ißt es gleich auf der Straße, weil man andauernd in sich hineinhorcht und Angst hat, daß es plötzlich anfangen könnte im Magen – der Hunger.

Sprecherin:

Es war nicht Schnabels künstlerischer Einfall, das Grundgefühl der Angst spürbar zu machen, ohne es explizit zu benennen. Auch die Hörerbriefe hätten, wie Schnabel selbst erklärte, kaum jemals ausdrücklich von Angst gehandelt. Die Leute schilderten ihren Überlebenskampf, wollten aber keine tieferen seelischen Einblicke gewähren – vermutlich auch sich selbst nicht.

Zitator:

Es wurde dieses Thema also nicht wirklich intoniert, sondern es bildete sich gleichsam aus den Obertönen, der Musik. Dennoch war es überaus deutlich zu vernehmen.

Sprecherin:

Eine besondere Angst in dieser psychischen Gemengelage war die Angst vor den Opfern des Nationalsozialismus. Nachkriegshistoriker vermuten, dass antisemitische Einstellungen nach 1945 noch zunahmten aufgrund einer tiefsitzenden "Vergeltungsangst" der Deutschen. Die überlebenden Juden, so ein verbreitetes Gefühl, könnten sich rächen und mit ihren ehemaligen Peinigern so verfahren, wie es ihnen ergangen war. Auf diese Angst zielte später der israelische Psychoanalytiker Zvi Rix mit seinem bitteren Witz: "Auschwitz werden uns die Deutschen niemals verzeihen."

Schnabels 29. Januar 'intoniert' auch die Vergeltungsangst, sacht, aber doch vernehmlich. Verstreut über die Sendung werden die damals regelmäßig an die Nachrichten angehängten Suchmeldungen eingespielt. Was werden die Deutschen, die 1947 noch überwiegend vor den alten Volksempfängern saßen, empfunden haben, wenn das Radio im Hörspiel die folgende Meldung verlautbarte?

Archiv-Ton: Ernst Schnabel, «Der 29. Januar 1947»:

Bilitza, Manfred, geboren 22. 4. 42 in Königsberg, letzte Heimatanschrift: Neuhaus, Ostpreußen;

Rytel, Witold, Pole, 30 Jahre alt, geboren in Warschau, verhaftet im Oktober 44, nach Groß-Rosen gebracht. Gesucht von seinem Sohn Pjotr.

Sprecherin:

In einer späteren Fassung von *Der 29. Januar* wurde Schnabel noch deutlicher. Der Suchaufruf gilt nun einem Kind mit erkennbar jüdischem Namen und das Konzentrationslager, das als letzter Aufenthaltsort genannt wird, ist Auschwitz-Birkenau. Dass die Gründungsphase der Bundesrepublik durch ein Klima der Angst geprägt war, belegen die Meinungsumfragen der späten 40er- und frühen 50er-Jahre. Man lebte in der Naherwartung eines Dritten Weltkriegs; das allenfalls tröstliche Gefühl, noch einmal davongekommen zu sein, verband sich mit der Furcht vor neuen Verheerungen. Emsig räumten die Deutschen die Kriegstrümmer beiseite und brachten es in den stehengebliebenen Gebäuden bald wieder zu einer prekären Wohnlichkeit. Aber bis weit in die 50er-Jahre hinein weigerten sich viele Bedürftige, in die neuen Hochhäuser zu ziehen. Man wäre ja dort den Bomben besonders ausgesetzt gewesen und hätte lange Fluchtwege in die Luftschutzkeller gehabt!

Im Januar 1950, sieben Monate nach der offiziellen Gründung der BRD, lancierte der Nordwestdeutsche Rundfunk erneut eine Umfrage nach dem Muster des Jahres 1947. Der Stichtag, über den die Hörer berichten sollten, war dieses Mal der 1. Februar 1950. Annähernd 80.000 Briefe gingen ein, und wieder war es Ernst Schnabel, der sie zu einer Collage des Alltags verarbeitete. Wieder entfaltet das Hörspiel den ganzen Tagesablauf von 0 bis 24 Uhr. Wir befinden uns, wie der Erzähler am Anfang vorrechnet, in der 1740. Nacht nach Kriegsende, und es ist, wie er gleich hinzufügt, "die erste Nacht, nachdem Präsident Truman befohlen hatte, eine Wasserstoffbombe herzustellen". Gleich eingangs wird damit die atomare Katastrophe, die Großfurcht dieser Zeit, ins Spiel gebracht, dann erfolgt jedoch sofort eine Wendung hin zu den kleinen Sorgen und Ängsten des Alltags.

Insgesamt erhält die Erinnerung an das "Dritte Reich" in Schnabels zweitem Hörspiel größeres Gewicht, allerdings nicht in Form ausdrücklicher politischer Kommentare. Schnabel arbeitet erneut überwiegend mit Anspielungen. Allein die Wahl der zwei Stichtage 29. Januar und 1. Februar ist ja aussagekräftig: sie flankieren jenen 30. Januar 1933, an dem Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt wurde. Auf ähnliche Weise ist Hitler präsent, wenn in einer Wohnungsbeschreibung über den "hellen Fleck" gerätselt wird, wo "dieses eine Bild zuviel" hing – offenbar ein Portrait des "Führers". Ein schlafloser "Gasman" tritt auf, der sich Nacht für Nacht zwanghaft an die Vergangenheit erinnert, wenn auch nur an die jüngste des Nachkriegselends. Die Berufsbezeichnung "Gasman" war in dem zugrundeliegenden

Hörerbrief nicht vorgekommen. Ein weiterer Mann kann nicht schlafen, weil er neben einem Kino wohnt, in dem in Dauerschleife der Erfolgsfilm *Der dritte Mann* läuft.

Archiv-Ton: Schnabel, «Der 1. Februar 1950»:

Haben Sie mal ein Zimmer, in dem es viermal am Tage durch die Wand schreit: Mörder! Mörder! ... und dann immer diese Musik dazu. Kennen Sie das? Na, erschrecken Sie mal nicht. Ist bloß Spaß. Bloß n'Kino nebenan.

Sprecherin:

So legt Schnabel auf seinem Gang durch den 1. Februar 1950 gezielt Stolpersteine des Erinnerns aus. Belehrungen über das untergegangene Dritte Reich und Ermahnungen zum Umdenken gibt er nicht. Im Vordergrund steht wieder die Vergegenwärtigung der Mentalität der einfachen Leute. Greifbar wird sie in einer Szene, in der Düsseldorfer Bürger am Bahnhof den Empfang von Bundespräsident Heuß verfolgen und sich darüber unterhalten, wie es "früher" - bei Auftritten Adolf Hitlers - war.

Archiv-Ton: Schnabel, «Der 1. Februar 1950»:

EIN MANN: Warum is'n da geflaggt? ANDERER MANN: Der Heuss ist da. DER MANN: Ach so, ja. Dat hab ich ganz vergessen gehabt. Sind aber nicht so viele Fahnen wie früher, was? ANDERER MANN: Is ja auch nicht so wie früher. DER MANN: Nee, dat is es nich. Aber wenns wie früher wär, da wärste an der nächsten Haltestelle ausjestiegen und hättest dich hinjestellt auf die Straße, bis er kommt. Gibs doch mal zu! ERZÄHLER: Und die älteren Zeitgenossen? ALTER MANN: 'tschuldien Se ne Frage? ERZÄHLER: Aber gewiß! ALTER MANN: Sie müssen bißchen lauter reden, ich hör nämlich schwer. ERZÄHLER: Ach so. Ich sagte: gewiß! Sie wollten etwas fragen. ALTER MANN: Was ich Sie fragen wollte: Mein Enkel is heute nich zur Schule hin. Weil der Heuss kommt, ham'se mir jesagt. Wissen Sie, wer das is, der Heuss? ERZÄHLER: Das ist der Oberste jetzt. ALTER MANN: Ah so...der nach'm Hitler gekommen is? ERZÄHLER: Ganz recht. Der nach'm Hitler gekommen ist. ALTER MANN: Glaubts der Heuss an Gott? ERZÄHLER: Ja, der glaubts an Gott. ALTER MANN: Dann is jut.

Sprecherin:

Fast komödiantisch kommen hier die Vergangenheitslasten zur Sprache, die den – letztlich erfolgreichen – Weg der Bundesrepublik zur stabilen Demokratie erschwerten: die begeisterte Zustimmung einer Mehrheit der Deutschen zum NS-Regime bis in die ersten Kriegsjahre hinein. Nach 1945 dann ein mit Ahnungslosigkeit gepaartes Misstrauen gegen Politik überhaupt. Viele Bundesbürger hielten ihren neuen Staat sowieso für ein von den Alliierten aufgezwungenes Provisorium, dessen Verfassung sie nicht interessierte. Man hatte jetzt halt einen neuen "Obersten". Und dennoch zeigt sich in dieser Szene auch etwas von einem heilsamen Wandel. Die pompöse Beflaggung, mit der Hitler-Auftritte inszeniert wurden, ist mittlerweile undenkbar geworden. Und, so kann man im Rückblick ergänzen, die "Obersten" der Bundesrepublik, Theodor Heuß und Konrad Adenauer, strahlten nichts mehr vom Geist des deutschen Militarismus aus: der Bundespräsident ein gemütlicher Schwabe, der Kanzler eine rheinische Großvaterfigur. Auch diese atmosphärische Abrüstung war ein Schritt auf dem Weg Deutschlands zum zivilisierten Normalstaat in der Gemeinschaft der westlichen Demokratien.

Archiv-Ton: Eich, «Träume»:

In der Nacht vom 1. zum 2. August 1948 hatte der Schlossermeister Wilhelm Schulz aus Rügenwalde in Hinterpommern, jetzt Gütersloh in Westfalen, einen nicht sonderlich angenehmen Traum, den man insofern nicht ernst nehmen muß, als der inzwischen verstorbene Schulz nachweislich magenleidend war. Schlechte Träume kommen aus dem Magen, der entweder zu voll oder zu leer ist.

Sprecherin:

Mit dieser ironischen Ansage beginnt das berühmteste Hörspiel der Nachkriegszeit, Günter Eichs *Träume*. Es wurde gesendet am 19. April 1951. Und es machte Furore. Eichs akustisches Drama ist eine einzige Beschwörung der Angst. Fünf Träume werden in fünf separaten Hörbildern vorgestellt, sie sind allesamt Alpträume. Fünfmal werden Menschen von geheimnisvollen Mächten bedroht, verschleppt, gelähmt, getötet.

In vier der fünf Träume sind die Dialoge unterlegt mit einem unheimlichen Geräusch, das sich zum Ende hin verstärkt und die Stimmen der Menschen verschluckt. Der erste Alptraum,

jener des "Schlossermeisters Wilhelm Schulz aus Rügenwalde in Hinterpommern", eines Vertriebenen also, präsentiert eine Mehrgenerationenfamilie, die seit undenklicher Zeit in einem dunklen Eisenbahnwaggon gefangengehalten wird. Nur die Urgroßeltern haben noch eine vage Erinnerung an eine Welt, in der es einen Himmel, Blumen und Bäume gab. Eichs genialer Grundeinfall besteht darin, diesen Zug permanent rollen zu lassen. Das alte Motiv der "unendlichen Fahrt", zu der sündige Untote in Mythen und Märchen verdammt sind – der ewige Jude, der fliegende Holländer – verbindet sich so mit den konkreten Erfahrungen vieler Deutscher, die wochenlang in Zügen, wegen Überfüllung oft auch in Güterwaggons, durch das zerstörte Land geirrt waren: Vertriebene, Kriegsheimkehrer, Städter, die zur Nahrungsbeschaffung aufs Land fuhren, Eltern auf der Suche nach ihren verlorenen Kindern, Kinder auf der Suche nach ihren verlorenen Eltern. Das rhythmische Klopfen der Waggonräder gegen die Schienenschwellen war ein existenzielles Geräusch der Nachkriegszeit. Einem Gutteil der Deutschen blieb es lange in die Psyche eingebrannt. In Eichs Hörspiel beschleunigt der Zug zuletzt seine Fahrt, das Hämmern der Räder "schwillt zu höchster Lautstärke an", und der Hörer erahnt die furchtbare Zukunft dieser exemplarischen kleinen Gesellschaft: die Fahrt führt in den Untergang.

Archiv-Ton: Eich, «Träume»:

FRAU: Wir fahren schneller. URALTE: Ja, wir fahren schneller. URALTER: Was kann das bedeuten? FRAU: Ich weiß nicht was, aber bestimmt nichts Gutes. URALTER: Ihr müßt herausfinden, ob die Geschwindigkeit nun so bleibt. ENKEL: Oder? URALTER: Ob sie noch größer wird. URALTE: Horcht! URALTER: Es wird immer schneller. FRAU: Ja, es wird immer schneller. URALTER: Ich glaube, es geschieht ein Unglück. Hilft uns denn niemand? ENKEL: Wer? Das Zugeräusch schwillt zu höchster Lautstärke an, entfernt sich dann in großer Geschwindigkeit und verklingt immer ferner.

Sprecherin:

Im fünften Traum empfängt eine junge New Yorkerin ihre Mutter zum ersten Mal in ihrer neu eingerichteten Wohnung. Die anfängliche Begeisterung der Mutter über das schöne Apartment und das Eheglück der Tochter wird irritiert "durch ein leises, aber stetiges und eindringliches schabendes Geräusch", wie es in der Regieanweisung heißt. Die Tochter

beruhigt die Mutter: das sei der Lift, den man durch die dünnen Wände höre. Das Geräusch verschwindet aber nicht.

Archiv-Ton: Eich, «Träume»:

MUTTER: Euer Lift geht ja dauernd. TOCHTER: Ja, es ist ein großes Haus mit vielen Wohnungen. MUTTER: Das ist aber wirklich ein merkwürdiger Lift. TOCHTER: Wieso merkwürdig? MUTTER: Ich meine, das Geräusch ist merkwürdig. TOCHTER: Ach was, jetzt stelle ich das Radio an – der Lift scheint dich nervös zu machen. Sie schaltet das Radio ein. Und jetzt gehe ich und mache eine Tasse Tee. Keine Widerrede! Ich muß sowieso in die Küche, für Bill das Essen richten. MUTTER: Wenn es durchaus sein muß. Musik aus dem Radio. MUTTER: Lucy, hörst du? TOCHTER: Was, Mama? MUTTER: Die Musik! TOCHTER: Ja!...MUTTER: Man hört den Lift sogar, wenn das Radio geht. Ich muß einmal nachsehen. Sie geht hinaus. TOCHTER: Was ist, Mama? Warum stellst du ab? MUTTER: Ich will sehen, was mit dem Lift ist. TOCHTER: Laß doch, Mama!

Sprecherin:

Das erneut eingeschaltete Radio bringt schließlich die Erklärung für das merkwürdige Geräusch. Die Unterhaltungsmusik wird abgelöst von einem Vortrag. Es spricht ein "Professor Wilkinson" über das Thema "Die Termiten":

Archiv-Ton: Eich, «Träume»:

PROFESSOR: Es lebt sich nicht angenehm, wo es Termiten gibt. Die Insekten zernagen in unersättlichem Hunger schlechthin alles, und der Mensch ist machtlos gegen sie. Ihre Freßmethode ist um so unangenehmer, als man für gewöhnlich erst dann etwas von ihrer zerstörenden Tätigkeit bemerkt, wenn es zu spät ist. Die Termiten haben die Gewohnheit, alle Gegenstände von innen her auszuhöhlen und eine dünne Außenwand wie eine Haut stehen zu lassen, die freilich dann eines Tages wie Staub zerfällt. Da kann es geschehen, daß man sich abends in seinem Haus zur Ruhe legt, und am Morgen erwacht man im Freien, weil das Haus über Nacht zu Staub zerfallen ist.

MUTTER: Hörst du das, Lucy? Lachend. Die Termiten zerfressen das Haus, und man erwacht im Freien. TOCHTER: Schalte das aus, Mama! MUTTER: Das war doch interessant. TOCHTER: Nein, nein! MUTTER: Was hast du, Lucy? Du bist ja ganz bleich.

Sprecherin:

Die Tochter kann an dieser Stelle ihre Verzweiflung nicht mehr verbergen. Sie offenbart der Mutter, dass sie schon lange weiß, wer für das Schabegeräusch verantwortlich ist: eben jene Termiten, vor denen der Vortrag gewarnt hat! Mit ihrer vorgespielten Heiterkeit hatte Lucy selbst eine hohle Fassade errichtet, die nun zerfällt. Das Zerstörungswerk der Insekten, belehrt sie die Mutter, sei weit fortgeschritten, und es sei nicht auf ihr Haus, ihre Stadt, ihr Land beschränkt: ganze Kontinente, Gebäude wie Menschen, würden schon lange unmerklich von innen her zerfressen. Der surreale Schrecken wird auch in diesem Traum zum Ende hin verstärkt. Die entsetzte Mutter legt sich für einen Beruhigungsschlaf aufs Sofa nieder. Lucys Ehemann Bill kommt nach Hause und sieht mit einem Blick, daß die Mutter tot ist. Nüchtern teilt er seiner Frau dann mit, daß auch er nicht mehr lange zu leben hat:

Archiv-Ton: Eich, «Träume»:

TOCHTER: Wir wollen nicht sterben, wir wollen leben. BILL: Ich werde sterben genau wie Mama. TOCHTER: Nein. BILL: Sie ist nicht mehr als eine dünne Haut, die zerfällt, wenn du sie anrührst. TOCHTER: Aber du, - du doch nicht! BILL: Ich auch. Ich merkte es unterwegs. Ich sah gerade auf die Uhr, es war 17 Uhr 30, da merkte ich es. Jetzt sitzen sie mir am Herzen. Es tut nicht weh, aber ich bin ganz ausgehöhlt. Wenn du mich anfaßt, zerfalle ich. TOCHTER: Bill! BILL: Nein, rühr mich nicht an. Ich bin grenzenlos müde. Es war schön bei dir, es war schön, mit dir zu leben. TOCHTER: Bill! BILL: Das Gewitter kommt näher. Das Haus wird zerfallen unter dem Donner. BILL: Aber du, - du doch nicht! BILL: Ich auch, Mama auch. Ach Lucy, - gute Nacht, Liebste, - gute Nacht. TOCHTER schreit auf, während ein lauter, lang anhaltender Donner zu hören ist.

Sprecherin:

Auch hier greift Eich eine sehr deutsche Nachkriegsangst auf. Die Szene mag in New York spielen, aber die Furcht vor Häusern, die innen hohl sind und im nächsten Moment einstürzen könnten, war Eichs Hörerschaft nur zu vertraut. 1951 waren die Aufräum- und

Wiederaufbauarbeiten keineswegs abgeschlossen. Noch zwei Jahre später war die Besichtigung von Ruinen eine der Hauptattraktionen, mit denen amerikanische Touristikunternehmen für Deutschlandreisen warben. Eichs "Termiten" rührten an die Traumata der Bombardierung und des oft lebensgefährlichen Hausens in Trümmergebäuden nach Kriegsende. Eine Einsenderin für Schnabels erstes Hörspiel hatte in einem eindrucksvollen Bild die Vermutung formuliert, dass die Nachkriegsdeutschen noch lange in jedem Haus die künftige Ruine ahnen würden:

Archiv-Ton: Ernst Schnabel, «Der 29. Januar 1947»:

Sind furchtbar die Ruinen. Den ganzen Weg lang. Und jeden Tag muß ich diesen Weg gehen. Viermal. Morgens und abends. Ach, wie furchtbar diese Ruinen sind. Aber die waren in unseren Häusern enthalten. Det is eigentlich das Furchtbarste daran.

Sprecher:

Was bezweckte Eich mit diesem Hörspiel? Die Antwort liegt auf der Hand: Er wollte Angst machen. Das mag befremdlich wirken vor dem Hintergrund einer regelrechten "Angstpsychose", die sein Kollege Schnabel zur gleichen Zeit unter den Deutschen grassieren sah. Eich war dies natürlich bewusst. Was ihn aber provozierte und *Träume* schreiben ließ, war das in seinen Augen maßlose Sicherheitsstreben, das die Bürger der jungen Bundesrepublik gerade aus dieser Angst heraus an den Tag legten. Den allermeisten kam es vor allem darauf an, so schnell wie möglich wieder "Normalität" herzustellen, eine Arbeit, eine Wohnung zu finden und im Kreis der Familie ein bescheidenes Alltagsglück zu genießen. Anfangs der fünfziger Jahre war tatsächlich auch erstmals eine gewisse Konsolidierung zu spüren. Die existentielle Not der unmittelbaren Nachkriegszeit war überwunden, die Löhne erreichten wieder das Niveau der Vorkriegszeit; es begann, zunächst noch auf bescheidenem Niveau, jener später als "Wirtschaftswunder" gepriesene Aufschwung, der bis 1960 zu einer Verdoppelung des Bruttosozialprodukts führte. Obwohl es in dieser Periode de facto zu einer rasanten Modernisierung Deutschlands kam – man denke nur an die Automobilisierung der Gesellschaft, an die Ausstattung fast aller Haushalte mit neuen technischen Geräten wie Kühlschrank, Waschmaschine, Telefon, Fernseher –, schien es für die ängstliche Seele der Bundesbürger wichtig, diesen Neuerungsprozess als Rückkehr zum Alten, Ur-Vertrauten zu empfinden. Einprägsam beschrieb der amerikanische Journalist Norbert Muhlen, der 1953

das Land bereiste, diese Mentalität der Rückwärtsgewandtheit im Jahrzehnt des entfesselten Aufbruchs:

Zitator:

Das Wort 'wieder' wurde zum Leitmotiv deutschen Lebens, sein Ziel die Wiederkehr des Zerstörten, ein Ziel, geboren aus dem Heimweh nach der verlorenen guten alten Zeit und der Sehnsucht nach der verschwundenen Sicherheit. Der Aufbau eines neuen Deutschland heißt 'Wiederaufbau'. Ja, es wurde auch wiederaufgebaut, was vorher gar nicht dagewesen war. Neues gab sich als ganz Altes aus, wie etwa jene zwei scheinbar uralten, vom Tabaksqualm der Jahrhunderte geschwärzten Weinstuben in Nürnberg, die vor kurzem dort eröffnet wurden und die es niemals zuvor gegeben hatte; der kluge Wirt wußte, was das Publikum brauchte, um sich wohlzufühlen.

Sprecherin:

Im gleichen Sinn sprach 1956 der Schriftsteller Erich Kästner vom "motorisierten Biedermeier", in dem die Bundesdeutschen sich eingerichtet hätten. Damals kam die Rede vom verhängnisvollen "Restaurations"-Willen der Deutschen auf. Eichs Hörspiel bezeugt die Enttäuschung vieler kritischer Intellektueller. Mit dem neuen Staat hatte es keinen kulturellen Neuanfang gegeben, im Gegenteil. Die verunsicherten Deutschen wollten, so sahen es Eich und seine Schriftstellerfreunde, vor allem wieder ruhig schlafen. Sie wollten die Ungeheuerlichkeiten der NS-Vergangenheit vergessen und die Ungeheuerlichkeit einer drohenden atomaren Katastrophe ausblenden. Mit einigem Pathos verkündet ein Gedicht, das Eich in einer späteren Bearbeitung an den Anfang des Hörspiels stellte, seine Absicht, dieses bundesdeutsche Schlafbedürfnis zu stören.

Archiv-Ton: Eich, «Träume»:

*Ich beneide sie alle, die vergessen können,
die sich beruhigt schlafen legen und keine Träume haben.
Ich beneide mich selbst um die Augenblicke blinder Zufriedenheit
erreichtes Urlaubsziel, Nordseebad, Notre Dame,
roter Burgunder im Glas und der Tag des Gehaltsempfangs.
Im Grunde aber meine ich, daß auch das gute Gewissen nicht ausreicht,
und ich zweifle an der Güte des Schlafes, in dem wir uns alle wiegen. [...]*

Sieh, was es gibt: Gefängnis und Folterung,

*Blindheit und Lähmung, Tod in vieler Gestalt,
den körperlosen Schmerz und die Angst, die das Leben meint.
Die Seufzer aus vielen Mündern sammelt die Erde,
und in den Augen der Menschen, die du liebst, wohnt die Bestürzung.
Alles, was geschieht, geht dich an.*

Sprecherin:

Im fünften Traum nimmt Eich dabei auch den Rundfunk als Teil dieser falschen Beruhigungsmaschinerie ins Visier. Um die Mutter abzulenken vom Weltfraß der Termiten, schaltet die Tochter das Radio ein. Es ertönt Unterhaltungsmusik. Eichs Hörspiel, könnte man sagen, ist an dieser Stelle auch ein radiointernes Aufbegehren der Abteilung 'Kultur' gegen die Abteilung 'Leichte Welle', der hohen Literatur gegen die Berieselung mit Schlagern. Im Hörspiel siegt das Angstgeräusch. Wie aber sah es in der wirklichen Welt aus? Der Nordwestdeutsche Rundfunk hat die zum Teil schon während der Sendung eingegangenen Höreranrufe aufgezeichnet und transskribiert.

Sagen Sie mal, was verzapfen Sie heute abend wieder für'n Mist im Rundfunk? Es ist zum Kotzen! Hängen Sie sich ihre ganzen Hörspiele an' Nagel, wissen Sie – schweinemäßig ist das!

Ich werde morgen mal versuchen, ob der Rundfunk nicht was anderes bringen kann, daß man sich abends mal freut. Ich möchte mal was Nettes hören, nicht?

Kann man den Mann nicht einsperren? Das ist ja so trostlos! Die Zeiten sind so, daß die Bevölkerung hier ja eigentlich nervös genug ist. So ein Blödsinn! Da ist ja jeder Schmutz, den Sie im Kino hören und sehn, ... ist ja Gold dagegen!

Sprecherin:

Kein Zweifel, Eichs Beängstigungskunst hatte verstörend gewirkt, die Flut empörter Anrufe und Hörerbriefe ebte wochenlang nicht ab. Letztlich obsiegte aber, um es in Eichs Bildlichkeit zu sagen, das Schlafbedürfnis. Umfragen in den fünfziger Jahren zeigten durchgängig, dass eine große Mehrheit der Hörer Unterhaltungssendungen bevorzugte: Darbietungen mit "leichter Musik", beliebt waren auch Mischformate wie die "Bunten

Abende", in denen Musik- und Quizpartien einander abwechselten. Was die Wortsendungen angeht, gab es geschlechtsspezifische Vorlieben. Männer hörten gerne Nachrichten und Sportübertragungen, Frauen Ratgebersendungen und Werbung. Für anspruchsvolle Hörspiele wie diejenigen Eichs und seiner Kollegen aus der Gruppe 47 interessierte sich nur eine kleine Minderheit gebildeter Bürger. Es verwundert unter diesen Umständen, dass überhaupt so viele Menschen auf *Träume* reagierten. Dafür waren aber eher banale Gründe verantwortlich. Zum einen die exzellente Sendezeit: 20.50 Uhr bis 22.10 Uhr. Zum andern die 1951 noch wenig ausgereifte Technik. Einen einigermaßen störungsfreien Empfang hatten die meisten Haushalte nur, wenn sie ihren "Heimatsender" einstellten. Wer von Eich 'wegzappen' wollte, bekam es mit hässlichen Geräuschen anderer Art zu tun.

Günter Eich schrieb Hörspiele zunächst aus dem einfachen Grund, dass der Rundfunk die mit Abstand besten Honorare bezahlte. Kaum ein freier Schriftsteller konnte in den fünfziger Jahren ohne Produktionen fürs Radio überleben. Der Rundfunk war zudem aber auch das wirksamste Massenmedium dieser Zeit. Erst mit der Ausbreitung des Fernsehens etwa ab 1960 schwand sein Einfluss. Eichs Projekt der Aufrüttelung einer ganzen Nation war deshalb selbstverständlich auf das Radio verwiesen. Ein legendäres Hörspiel wie *Der Krieg der Welten*, mit dem Orson Welles 1938 halb Amerika in Panik versetzt hatte, war als Muster der Massenerregungskunst noch in guter Erinnerung. Mit Druckschriften oder Theateraufführungen war dergleichen nicht zu schaffen. Die Macht des Rundfunks war außerdem durch die Kriegszerstörungen noch gesteigert worden. Was immer die Deutschen verloren hatten an Hausrat, Kleidung, Schmuck – ihr Radio retteten sie aus den Trümmern. Aufgrund der Papierknappheit in den unmittelbaren Nachkriegsjahren konnten auch die Zeitungen nicht mit der Breitenwirkung des Rundfunks konkurrieren. Der Radioapparat war für die deutsche Familie der Nachkriegszeit gleichsam das Herdfeuer, um das sich alle versammelten.

Weil *ruhige Häuslichkeit* das Hauptbedürfnis der verunsicherten deutschen Seelen war, wirkt Eichs Versuch, über das Familienradio eine *gefahrenbewusste Öffentlichkeit* zu schaffen, im Rückblick aber fast naiv. War den Bürgern der Rückzug ins Private und das Desinteresse an der großen Politik wirklich vorzuwerfen? Für viele ergab sich damals ja zum ersten Mal wieder ein geregelter Familienleben, nach Jahren der Abwesenheit der Väter. Wenn die gerade aus Krieg und Gefangenschaft zurückgekehrten Männer nun nach einem zehnstündigen Arbeitstag nach Hause kamen, war ihnen und ihrer Familie dann das

Bedürfnis nach Unterhaltungssendungen zu verargen? Dass Eich die ersten Augenblicke des "Glücks" über Gehaltsempfang, kleine Urlaubsreisen und "Burgunder im Glas" als "blinde Zufriedenheit" brandmarkt, mit der sich die Bevölkerung in Schlaf wiegen lasse, wirkt, milde gesagt, ein wenig realitätsblind. Es ist ein Musterbeispiel der linken Kulturkritik an der aufkommenden "Konsumgesellschaft". Sie berührte sich an diesem Punkt auffällig mit der Warnung der alten konservativen Eliten vor der "Masse" und der kulturellen Verflachung, die mit ihrer Herrschaft im demokratischen Staat drohe. Einig waren sich linke und rechte Kulturkritiker deshalb auch in der Verachtung der seichten Radiosendungen. Allerdings mit unterschiedlicher Stoßrichtung. Wo Eich zeigt, wie Schlager eingesetzt werden, um die Krisengeräusche der Welt zu übertönen, handelt das konservative Lager vom Verrat des Erziehungsauftrags der öffentlich-rechtlichen Medien. Es ging um die Bewahrung 'deutscher Bildung'. Es ging um den Sieg Goethes über einen gewissen Manfred Nidl-Petz, der unter dem Künstlernamen Freddy Quinn gerade eine steile Karriere begann.

Sprecherin:

So geschlossen die Mehrheit der Hörer Eichs Alpträume ablehnte, so einhellig war die Begeisterung in literarischen Kreisen. Schon zeitgenössische Kritiker sprachen von der "Geburtsstunde des deutschen Nachkriegshörspiels". *Träume* löste einen regelrechten Boom angstschürender Rundfunkdramen aus. Gern griff man auf zentrale Motive Eichs zurück und spielte sie in veränderte Konstellation erneut durch: man denke nur an die beschleunigte Zufahrt in den Untergang in Friedrich Dürrenmatts Hörspiel *Der Tunnel*.

Ein eindrückliches Beispiel für die Eich-Nachfolge im Geist der Apokalypse ist das Hörspiel *Vor dem Schneegebirge* von Wolfgang Weyrauch aus dem Jahr 1954. Amely, die Protagonistin, ist Banjo-Spielerin in einem nicht näher bezeichneten Land. Eines Nachts gerät sie in telepathischen Kontakt zu einem "Leutnant Kiderlen", der die Staatsgrenze bewacht. Sie verläuft unmittelbar vor einem mysteriösen "Schneegebirge". Kiderlen meldet unheimliche Veränderungen.

Archiv-Ton: Weyrauch, «Schneegebirge»

Standort: Grenzwahe Schneegebirge - Datum: siehe Lagebericht - Uhrzeit: 8.05 Uhr -

Zwischenbericht: Registrierung von zwei außergewöhnlichen Begebenheiten: 1.

Temperaturschwankung. 2. Himmelserscheinung. Zu 1: um 7.45 Uhr minus 30 Grad,

um 7.49 Uhr plus 1 Grad, um 7.51 Uhr minus 30 Grad. Zu 2: gleichzeitig zwei Minuten dauerndes überhelles Licht, das alles Sichtbare ausnahmslos mit einem grünen Schimmer überzieht.

Sprecherin:

Es folgt eine Invasion von Tieren – Vögel, Hirsche, Löwen, Schlangen, Ratten, Insekten –, so massiv, dass die Gletscher verdunkelt werden. Dann kommen Heerscharen von Flüchtlingen aus dem Land hinter dem Schneegebirge, gezeichnet vom Schrecken des Weltuntergangs.

Archiv-Ton: Weyrauch, «Schneegebirge»

Es war in der Nacht. Ich weiß nicht, woher die Überschwemmung kam. Aus dem Himmel oder aus der Erde. Ein paar Leute haben gesagt, daß die Überschwemmung von ganz weit her gekommen ist. (...) Bei uns war mit einemmal Winter mitten im Sommer. Plötzlich war es minus 15 Grad. Ich ging grade über einen Platz in der Stadt, wo ich wohnte. Da fiel ein Vogel vor meine Füße. Es war eine Lerche. Sie war erfroren. (...) Ich stand am Rande eines großen Platzes und wartete auf das Signal zum Überschreiten des Platzes für die Fußgänger. Da sackte mit einemmal der ganze Platz weg mit allen Autos und Fahrrädern, mit dem Verkehrsturm, mit den Schienen der Straßenbahn und mit den Lichtmasten. Ich verstand es gar nicht.

Sprecherin:

Amely versucht, Kiderlen mit ihrem Banjospiel zu beruhigen. Wie bei Eich soll Musik das Entsetzen lindern. Am Ende des Hörspiels wird klar, dass Amely all dies nur geträumt hat. Der Alptraum ist aber auch bei Weyrauch der Stachel gegen das Schlafbedürfnis der Bevölkerung, ihren Unwillen, die politischen Gefahren zur Kenntnis zu nehmen. Als Amely ihm auf dem Banjo ausgerechnet "Schlaf, Kindlein, schlaf" vorspielt, gerät Kiderlen außer sich.

Archiv-Ton: Weyrauch, «Schneegebirge»

Schlaf, Kindchen, schlaf. Schlaf, Großer, schlaf. Ja, schläft alle, ihr Großen. Fünf, sechs, sieben, acht, neun. Für immer einschlafen. Nie wieder aufwachen. Zehn, elf, zwölf. Schlaft, schläft, schläft, schläft ein, wacht nie wieder auf.

Sprecherin:

Man darf Kiderlen als Spiegelfigur des Autors verstehen: Der Schriftsteller, heißt das, ist ein Grenzwächter, der die katastrophalen Zeichen der Zeit als erster sieht und verkündet. Doch keiner hört auf ihn! Wie Eich spielt Weyrauch virtuos auf der Klaviatur der Nachkriegsängste. Im Vordergrund steht die atomare Bedrohung, gegen die sich Mitte der 50er Jahre tatsächlich die ersten Protestbewegungen der Bundesrepublik formierten. Wobei als Bedrohung nur die *Atombombe* galt, während die friedlich genutzte Atomenergie noch lange ein Hoffnungsträger blieb. Es war die Zeit, in der man Kinderfüße in Schuhgeschäften mit Röntgengeräten vermaß und die radioaktive Bestrahlung von Würsten als ideales Konservierungsmittel pries.

Noch verhänglicher war indessen die Beschwörung massenhaft hereinbrechender Flüchtlinge – in einem Land, das seit 1945 gewaltige Anstrengungen unternahm, um die Vertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten und die Zuwanderer aus der DDR zu integrieren. 1960 waren es insgesamt 13 Millionen Menschen, die auf diese Weise aus der Fremde gekommen waren. Wer das Hörspiel heute liest, erschrickt über Weyrauschs Szenario, in dem erst Tiere – darunter Ratten und Ungeziefer – und dann von Meereswellen weggespülte Menschenmassen in Kiderlens Land einströmen. Bilder dieser Art spukten auch damals in den Köpfen der Westdeutschen und führten zu einer verbissenen Abwehrhaltung gegenüber den Zuzüglern aus dem Osten. Das "Eingliederungswunder", von dem man stolz in den 60er Jahren sprach, war de facto eine bittere Geschichte von Diskriminierung und Ausgrenzung. Das Weltuntergangspathos dieser Hörspiele wirkt heute befremdlich. In ihren wuchtigen Endzeit-Visionen scheinen sie von einer prophetischen Selbstüberschätzung der Verfasser getrieben. Gebannt von der Idee, die Bevölkerung aus ihrem konformistischen Tiefschlaf zu reißen, verzichteten sie auf eine genaue Betrachtung der bundesrepublikanischen Wirklichkeit. Zwar war die Empörung oppositioneller Schriftsteller über restaurative Tendenzen und den "Muff" der Adenauer-Zeit in vieler Hinsicht berechtigt. Das betrifft vor allem die fast vollständige Integration der alten NS-Eliten in den neuen Staat durch eine Folge von Amnestiegesetzen, die auch schwerstbelastete Kriegsverbrecher straffrei davonkommen ließ. Es betrifft die Tabuisierung des Holocaust bis in die 60er Jahre hinein. Aus der "Zusammenbruchsgesellschaft" der Nachkriegszeit wurde, so hat man richtig gesagt,

die "Schweigegesellschaft" der 50er Jahre, die die schlimme Vergangenheit sehr wohl erinnerte, sich aber erfolgreich weigerte, darüber zu reden.

Was die Schriftsteller aber übersahen, war die heilsame Kehrseite des spießigen Normalitätsbedürfnisses. Langsam, mit der Stabilisierung der äußeren Lebensumstände, wurde auch die Demokratie zur Normalität. Die Bundesbürger gewöhnten sich an die anfangs so verhasste Staatsform und nahmen, um der Vorzüge der Freiheit willen, zunehmend auch deren beunruhigende Begleiterscheinungen in Kauf. Die Deutschen wurden neugieriger, weltoffener, liberaler. Kurz: sie verwestlichten sich. Um 1970 herum bekannten sich in Umfragen 90% der Bundesbürger zur Demokratie.

Sprecherin:

Eine gänzlich andere Perspektive auf das Flüchtlingsproblem eröffnet das Hörspiel *Heimkehr* von Peter Hirche, ebenfalls aus dem Jahr 1954. Es ist der Monolog einer 53-jährigen Frau, die in einem westdeutschen Krankenhaus im Sterben liegt. Nur an wenigen Stellen vernimmt man die Stimme des Arztes und der Krankenschwester, die ihr Beruhigungsmittel verabreichen, wenn sie zu heftig "phantasiert". Aber die Medikamente wirken nicht; ihr Phantasieren ist von ungemeiner Stärke, denn sie erinnert sich an ihre Jugend in Ostpreußen. Oder besser: sie erinnert sich nicht eigentlich, sie *ist* mit allen Sinnen wieder im Elternhaus.

Archiv-Ton: Hirche, «Heimkehr»

Wonach riecht es? Nach Holz riecht es im ganzen Haus, nach dem trockenen Holz der Wände und nach dem feuchten Holz der Dielen, die jeden Tag gescheuert werden. Und auch die steinerne Treppe vor der Haustür hat ihren Geruch. Und in Mutters Zimmer riecht es nach den Möbeln aus Kirschbaum, aber Vater sagt, das sind nicht die Möbel, die so riechen, sondern es ist Mutters Parfum, und es ist aus Paris und war sehr teuer und duftet nach Tuberosen. Und wenn ich aus meinem Bett aufstehe, da trete ich mit nackten Füßen auf ein Heidschnuckenfell, was gibt es Besseres?

Sprecherin:

Die Rekapitulation ihrer Lebensgeschichte vollzieht sich in einer ständigen Pendelbewegung des Erinnerns. Mal ist sie ganz und gar in die Kindheitswelt hineinversetzt, mal realisiert sie,

dass all dies unwiederbringlich verloren ist. Auch bei Hirche spielt das Eisenbahngeräusch eine wichtige Rolle. Ruth Kruppka, so heißt die Frau, erhält ein Schmerzmittel, das sie erneut nicht betäubt, sondern hinwegnimmt in eine traumartige Vergegenwärtigung ihrer Jugend. Sie erinnert sich an eine Zugfahrt mit dem Vater, eine Fahrt "nach Hause". Im selben Moment wird ihr aber auch jene Zugfahrt bewusst, die sie in der Gegenrichtung nach Westen gebracht und für immer von der Heimat abgeschnitten hat. Hirche vermerkt in der Regieanweisung, dass er für diese Passage kein realistisches Klangbild wünscht, sondern – unbestimmter, assoziationsreicher – "ein rhythmisches Geräusch, das an das Rattern eines Eisenbahnzuges erinnert".

Archiv-Ton: Hirche, «Heimkehr»

SCHWESTER: Das nimmt die Schmerzen weg. RUTH: Das nimmt ... weg. Mich...Oh, nehmt mich mit, tragt mich davon...SCHWESTER: So, und jetzt...RUTH: Tragt mich weg...weg....weg...Aber wohin fahren wir? VATER: Nach Hause natürlich. RUTH: Das ist nicht wahr. VATER: Da ist schon der Viadukt, siehst du? RUTH: Nein, ich sehe nichts. VATER: Jetzt kommt der Bahnhof. RUTH: Das rote Gebäude. Ja. Ganz wie früher. VATER: Was sollte sich verändert haben? RUTH: Nein, das ist ein Traum. Ich komme nie wieder nach Hause. VATER: Warum nicht? RUTH: Wenn es so einfach wäre.... Einfach eine Fahrkarte kaufen.

Sprecherin:

Für gläubige Menschen ist der Tod die Heimkehr zu Gott, der Eingang in die himmlische Heimat. Ruth Kruppka tritt sterbend die Rückreise in die irdische Heimat an, wenn auch nur in der Erinnerung. Ihre Kindheit und Jugend in dem Dorf Querseifen im Riesengebirge war keineswegs glücklich. Die Ehe der Eltern war zerrüttet. Mit 18 gerät sie an einen Heiratsschwindler, der, als der Vater seine Betrügereien aufdeckt, aus Rache ihr Elternhaus anzündet. Die Mutter stirbt in den Flammen, Ruth kommt schuldlos ins Gefängnis und sieht sich nach ihrer Entlassung gezwungen, den zwergwüchsigen Kruppka zu heiraten, einen ehemaligen Bedienten ihrer Eltern. Aber auch dieser ungeliebte Mann erhält verklärte Züge, wenn sie an den schlesischen Dialekt denkt, in dem er ihr, als sie noch ein junges Mädchen war, Merkwürdigkeiten von fernen Ländern erzählte.

Archiv-Ton: Hirche, «Heimkehr»

RUTH: Wie macht man denn Rosenöl, Herr Kruppka? KRUPPKA: Nu, in der Türkei, da sammelt mer die Rosenblettla und macht Rosenöl daraus. Da tut ma brauchen viele, viele Zentner Rosenblettla für een eenziges, kleenwinziges Treppla. Und die Blettla sein schun welk, aber das Rosenöl, das duftet wie zehn Sunntage. RUTH: Das ist doch sehr interessant, Herr Kruppka. KRUPPKA: Und in Amerika, wie da die Jesuiten hingekumme sein, da sein se auf der Flüssen gefahren in geschmückten Booten und haben so scheen gesunga, daß die Indianer aus den Urwäldern sein gekumma und han sich lassen taufen.

Sprecherin:

Auffällig an der Darstellung dieser Vertriebenen-Biographie ist die Beschränkung auf die verlorene Heimat. Die Geschichte ihrer Flucht, der Ankunft im Westen und des weiteren Lebens in der Bundesrepublik bleibt eine Leerstelle. Ein einziges Mal, unmittelbar vor ihrem Tod, kommt Ruth Kruppka auf diese Zeit zu sprechen. Aber was sie da mit letzter Kraft berichtet, sind die dürren 'Angaben zur Person', als wolle sie zu verstehen geben, dass ihre Akte nun geschlossen wird.

Archiv-Ton: Hirche, «Heimkehr»

Im Jahre 1930 wurde ich wegen fahrlässiger Brandstiftung zu acht Monaten Gefängnis verurteilt. 1936 heiratete ich, 1940 starb mein Mann. 1945 mußte ich Querseifen verlassen. Seitdem lebe ich hier, und jetzt sterbe ich hier. Und schließlich ist es ganz gleich, wo ich begraben werde.

Sprecherin:

Das Leben nach 1945 ist mit einem Satz abgehandelt. Es war bedeutungslos für sie. Ruth Kruppka ist nie im Westen angekommen, ihr Zuhause blieb Querseifen im Riesengebirge, das Dorf, das sie im Sterbebett noch einmal intensiv erlebt. Hirches Hörspiel dokumentiert eindrucksvoll die Fremdheit der Vertriebenen, die vielfach in der Bundesrepublik nicht Fuß fassen wollten, es emotional wohl auch nicht konnten. Diese Distanz auf der einen und die Abwehrhaltung der eingessenen Westdeutschen auf der anderen Seite bildeten ein Spannungsgefüge, das in den 50er Jahren erhebliches gesellschaftliches Leid verursachte.

Langfristig kam es der Bundesrepublik freilich auch zugute. Die vertriebenen Landsleute waren die ersten 'Fremden', denen die Deutschen sich öffnen mussten. Sie sorgten für eine Durchmischung der sozialen Milieus, die anfangs Angst bereitete, an die man sich schließlich aber – wie an die Demokratie – gewöhnte.